



VLADIMIR SOROKIN

EIS
TRILOGIE

BRO – DAS EIS – 23000

KIEPENHEUER & WITSCH

Vladimir Sorokin

Eis-Trilogie

Bro – Das Eis – 23000

Aus dem Russischen von Andreas Tretner

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Über Vladimir Sorokin](#)

[Über dieses Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Inhaltsverzeichnis

Bro

Die Kindheit

Die Revolution

Der Weg

Petrograd

Die Expedition

Ljod. Das Eis

Schwester Fer

Bruder

Die Kraft des Herzens

Schwestern

Moskau

Der Eishammer

Die Fleischmaschine

Der Zirkus

Die Suche

Die Zeit

Schwester Chram

Ljod. Das Eis

Erster Teil

Zweiter Teil

Dritter Teil

Vierter Teil

23000

Da klumpt das Fleisch

Der Kleine Kreis der Hoffnung

Die Herzen der Drei

Das Arsenal

Gorn

Der Große Kreis

Gorns Morgen

Olga Drobot

Chram und Gorn

Björn und Olga

Über der Welt

Qingjiu

Klub der toten Tölen

Alle auf einmal sehen

Zapfenstreich

Die Letzten

Die Verwandlungsroutine

Der Schlüssel

Ljodland, ade!

Aufwärts!

Ein Drittel Fleischmaschinentag

Zum Licht

Gott

Bro
Roman

Die Übersetzung wurde gefördert vom Literarischen Colloquium Berlin
mit Mitteln des Auswärtigen Amtes und der Senatsverwaltung für
Wissenschaft, Forschung und Kultur Berlin.

Die Kindheit

Geboren wurde ich 1908 auf dem Gut meines Vaters Dmitri Iwanowitsch Snegirjow. Dieser zählte seinerzeit zu den größten Zuckerfabrikanten Russlands und besaß zwei Landgüter: eines in Waskelowo nahe Sankt Petersburg, wo ich zur Welt kam, das andere im ukrainischen Bassanzy, Gouvernement Charkow, wo ich meine Kindheit verbrachte. Außerdem gehörte der Familie noch ein kleines, aber gemütliches Holzhaus in Moskau, Uliza Ostoshenka, und eine große Wohnung in der Millionnaja in Petersburg.

Das Gutshaus in Bassanzy hatte mein Vater eigenhändig errichtet – noch in den »Troglodytenzeiten« seines Zuckergeschäfts, als er eben erst zweitausend Desjatinen fruchtbaren ukrainischen Boden zum Rübenanbau erworben hatte. Er war der erste russische Zuckerfabrikant, der selbst anbaute, statt die Rüben den Bauern abzukaufen, wie es Sitte war. Die Fabrik stellten Großvater und er gleich daneben hin. Ein Gutshaus hätte es eigentlich gar nicht gebraucht, da die Familie zu jener Zeit schon in der Hauptstadt Sankt Petersburg wohnte. Doch der Großvater, von Natur aus misstrauisch, bestand darauf. »In unsicheren Zeiten wie diesen gehört der Chef in die Nähe der Rüben und der Fabrik.« Vater mochte Bassanzy nicht besonders.

»Ein Paradies der Fliegen«, pflegte er zu sagen.

»Die kommen ja nur deines Zuckers wegen!«, entgegnete die Mutter lachend.

Fliegen gab es dort wirklich jede Menge. Den ganzen Sommer über war es heiß. Dafür waren die Winter prächtig: mild und schneereich.

Das Gut in Waskelowo erwarb Vater erst später, als er schon ein sehr reicher Mann war. Ein ehrwürdiges Haus mit strenger Fassade, Säulenportal und zwei Seitenflügeln. Dort kam ich auf die Welt. Es war eine Frühgeburt, zwei Wochen vor dem Termin. Der Grund dafür sei das merkwürdige Wetter gewesen, das an jenem 30. Juni herrschte, sagte meine Mutter. Trotz Windstille und wolkenlosem Himmel habe man plötzlich von ferne ein Gewitter grollen gehört. Ein ungewöhnliches Rumoren, das Mama nicht nur gehört, sondern mit der Frucht ihres Leibes, nämlich mir, gespürt haben will.

»Der Donner hat dich sozusagen hervorgetrieben«, erzählte sie. »Es ging ganz einfach. Du warst gesund und wogst so viel wie ein normal geborenes Kind.«

Die ganze darauf folgende Nacht zum 1. Juli blieb der Nordhimmel ungewöhnlich hell erleuchtet, es gab eigentlich gar keine Nacht: Das Abendlicht ging ins Morgenlicht über. Was sehr sonderbar war, denn die weißen Nächte pflegen Ende Juni vorüber zu sein.

»Der Himmel leuchtete dir zu Ehren!«, scherzte Mama.

Sie gebar mich auf dem harten und allzeit kühlen Ledersofa in Vaters Arbeitszimmer, wo sie von den Geburtswehen überrascht wurde – »mitten hinein in einen blöden Disput über ein altes Blumenbeet und den neuen Gärtner«. An der dem Sofa gegenüberliegenden Wand standen in Eichenholzregalen die Zuckerhüte: jeder ein Pud schwer, gegossen aus dem Zucker einer bestimmten Ernte, mit aufgedruckter Jahreszahl. Die massiven weißen Kegel aus purem Zucker werden das Erste gewesen sein, was ich von dieser Welt zu Gesicht bekam; jedenfalls prägten sie sich meinem kindlichen Gedächtnis zur selben Zeit ein wie die Gesichter von Mutter und Vater.

Man taufte mich auf den Namen Alexander, zu Ehren Seiner Heiligkeit, des legendären russischen Heerführers Alexander Newski, und im Gedenken an Alexander Sawwitsch, meinen Urgroßvater, der die Kaufmannsgeschäfte der Snegirjows begründet hatte. Gerufen wurde ich allerdings auf die verschiedenste Weise: Vater sagte Alexander zu mir, Mutter Schura und die Tante Saschenka; die Schwestern nannten mich Schurjonok; mein ältester Bruder Wassili rief mich Alex, Wanja, der nächstjüngere – Sanja; für Madame Panaget, die Gouvernante, war ich Sashá, Fuhrmann Frol sprach mich mit Lexander Dmitritsch an und Pferde knecht Gawril mit »kleiner Herr«.

Wir waren sieben Kinder in der Familie: vier Söhne und drei Töchter; eine davon – Nastja – kam mit einem Buckel zur Welt. Ein weiterer Junge starb mit fünf Jahren an Poliomyelitis.

Ich war ein Nachzügler, mein Bruder Wassili schon siebzehn, als ich geboren wurde.

Mein Vater war ein großer, mürrischer Mann mit kahlem Kopf und langen, kräftigen Armen. Ein widersprüchlicher Charakter: energisch, wenn es darauf ankam, grob und herrisch, ansonsten ein skeptischer Grübler, Pedant noch dazu. Manchmal erschien er mir wie eine Maschine, die von Zeit zu Zeit kaputtging, sich jedoch selbst zu reparieren wusste und dann wieder lief wie am Schnürchen. Er vergötterte den Fortschritt, hatte die Verwalter seiner vier Betriebe zum Studium nach England geschickt. Selbst hegte er eine Abneigung gegen andere Länder, meinte immer, dort müsse man nach deren Pfeife tanzen. Er war für Fremdsprachen ausgesprochen unbegabt, sein Französisch bestand aus drei Dutzend angelernten Sätzen. Wie Mutter erzählte, verlor er auf Reisen leicht die Fassung, fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Er entstammte einem alten Kaufmannsgeschlecht, Kornhändler aus Saratow, die mit der Zeit zu Fabrikanten geworden waren. Der großen Snegirjow'schen Sippe gehörten vier Zuckerfabriken, eine Großkonditorei

und eine Schifffahrtsgesellschaft. Als junger Mann hatte Vater an der Polytechnischen Fakultät der Saratower Universität studiert, das Studium jedoch im dritten Jahr aus unerfindlichen Gründen hingeworfen. Und war kurz darauf ins Familienunternehmen eingestiegen. Ungefähr alle acht Wochen hatte er einen trübseligen Alkoholabsturz, glücklicherweise nie länger als drei Tage; dabei kam es vor, dass er das Mobiliar demolierte und die Mutter unflätig beschimpfte, doch nie erhob er die Hand gegen sie. Anschließend entschuldigte er sich jedes Mal bei ihr, fuhr erst ins Dampfbad und dann in die Kirche, um zu beichten. Sehr fromm war er allerdings nicht.

Um die Kinder kümmerte er sich nicht im Geringsten. So waren wir der Fürsorge der Mutter, der Ammen und Gouvernanten sowie der Verwandten überlassen, die auf den beiden Gütern in großer Zahl lebten. Meine Mutter war das Musterbild der russischen Frau, die sich für das Wohl ihrer Kinder und der Familie aufopfert. Sie war bemerkenswert schön (je zur Hälfte Ossetin und Russin – als Letztere von Kosaken am Terek abstammend), begabt mit einem heißen Herzen und einer weiten Seele und schenkte ihre uneigennützigste Liebe zuvörderst dem Vater, der sie auf dem Jahrmarkt von Nishni Nowgorod gesehen und sich sofort unsterblich in sie verliebt hatte, und dann uns Kindern. Überdies war Mutter von einer Gastfreundschaft, die an Unverstand grenzte: Jedem zufällig hereinschauenden Besuch wurde das Weiterfahren entschieden unmöglich gemacht.

Zwar war ich das Nesthäkchen der Familie, aber nicht unbedingt ihr Liebling. Der Vater favorisierte den aufgeweckten, doch folgsamen Ilja, in dem er seinen Nachfolger sah, während die Mutter mehr als alle den schönen, zarten Wanja anhimmelte, der seinerseits Bücher, die von Königen handelten, und Quarkkeulchen, mit Sauerkirschen gefüllt, über alles liebte. Wassili, dem die Kraft in den Armen und der Schalk im Nacken saß, galt beim Vater als Tunichtgut («nichts als Flausen im Kopf») und ich

als Faulpelz. Meine drei Schwestern lagen charakterlich sehr beieinander: lebensfroh und energiegeladen, dabei recht egozentrisch und empfindlich – leicht zum Lachen ebenso wie zum Weinen zu bewegen, schwer wieder davon abzubringen. Alle drei musizierten sie mit großer Hingabe; am weitesten brachte es die bucklige Nastja, die sich ernsthaft anschickte, das Klavierspielen zum Beruf werden zu lassen. Im Verhältnis zum Vater unterschieden sich die Mädchen am meisten: Arischa, die Älteste, vergötterte ihn, Wassilissa, die Mittlere, empfand vor allem Furcht und Nastja, die Jüngste, nichts als Hass.

Die Familie lebte auf vier Orte verstreut: Wassili in Moskau, wo er sich eine Ewigkeit abmühte, Advokat zu werden, Arischa und Wassilissa in Petersburg, Wanja und Ilja in Waskelowo, Nastja und ich in Bassanzy. Bis zu meinem neunten Lebensjahr lebte ich auf dem Gut und wurde dort auch unterrichtet: Außer der französischen Gouvernante, die mich in Fremdsprachen und Musik unterwies, hatte ich einen Hauslehrer namens Didenko: ein junger Mann von unvoreilhaftem Äußeren und provinziellen Manieren, der mir mit leiser, einschmeichelnder Stimme all das weitergab, was er selber wusste. Die großen Eroberungen der Geschichte sowie die Himmelskörper waren seine beiden Lieblingsthemen. Wenn er von den Feldzügen Hannibals sprach und von Sonnenfinsternissen, war er ein anderer als sonst, seine trüben Augen glänzten. Daher wusste ich beim Eintritt ins Gymnasium Attila von Alexander dem Großen und den Jupiter vom Saturn fein zu unterscheiden; in russischer Sprache und Rechnen sah es schlechter aus.

Meine Kindheit bis zu diesem Moment war eine rundum glückliche Zeit. Die ukrainische Natur in ihrer Wärme und Freigebigkeit war wie eine Wiege für mich: Ich ging mit den Söhnen des Gutsverwalters fischen und Vögel fangen, fuhr im englischen Motorboot des Vaters über den Dnepr, botanisierte mit meiner Französin, ulkte und musizierte mit Nastja, saß während der Rüben- und Getreideernte beim Fuhrmann auf dem Bock,

ging mit Mutter und den Tanten zur Kirche, ließ mir vom Pferdeknecht das Reiten beibringen und richtete des Abends mit Didenko das Fernrohr auf die Sterne.

Alljährlich im August versammelte sich die ganze Familie in Waskelowo. Die südliche Landschaft der Ukraine wich der des russischen Nordens, anstelle von Kastanien und Pappeln war unser weißes Säulenhause dort mit strengen, düsteren Fichten umstellt. Zwischen ihren jahrhundertealten Stämmen blinkte der See, vom Haus führten viele steinerne Stufen geradewegs zu ihm hinunter. Gern saß ich auf dem bemoosten Granit der untersten und warf, die Beine überm Wasser baumeln lassend, Steine in den See, sah dem sich bildenden Wellenkreis zu, wie er sich zügig vergrößerte, hinwegglitt über die glasklare Oberfläche, zum steinigen Ufer heran.

Der See war stets kühl und glatt. Dafür lärmte und zwitscherte unsere vielköpfige Familie wie ein Vogelschwarm im Frühling. Nur der griesgrämige, wortkarge Vater erschien als einsamer schwarzer Rabe in diesem Schwarm. Ich selbst fühlte mich pudelwohl im Kreis meiner Verwandten, der, so wie die Kreise im Wasser, zusehends größer wurde, denn die Verwandtschaft auf beiden Landgütern hatte beständig neuen Zuwachs und Zulauf. Vaters Reichtum ebenso wie Mutters offene Hand und Barmherzigkeit, die Behaglichkeit des Anwesens und der hier herrschende Wohlstand zogen die Menschen in Scharen an. Allerlei Gnadenbrot empfänger, pilgernde Mönche und versoffene Schauspieler, Kaufmannswitwen und an der Spielsucht gescheiterte Majore schwärmten wie Bienen durch die Gästezimmer in Haupt- und Seitenflügeln. Wenn an normalen Tagen zum Mittagessen gerufen wurde, war für durchschnittlich zwanzig Personen eingedeckt. An Feier- oder Geburtstagen mussten im Speisezimmer des nördlichen Gutshauses drei Tische zusammengedrückt werden, und in Bassanzy verlegte man die Tafel gleich in den Garten, unter die Apfelbäume.

Der Vater schritt dagegen nicht ein. Wahrscheinlich sagte dieser Lebensstil ihm zu. Allerdings ließen sich während der ausschweifenden Familienfeste auch keine Zeichen sonderlicher Begeisterung aus seinem Gesicht ablesen. Lachen und weinen konnte er ohnehin nur, wenn er sehr betrunken war. Und nie habe ich das Wort »Glück« aus dem Mund des Vaters gehört. Ob er deswegen unglücklich war? Ich weiß es nicht.

Mama jedenfalls war glücklich, ganz ohne Zweifel. Ihre heitere, beschwingte, philanthropische Natur schwebte und flatterte über allem. Auch wenn sie gern einmal sagte, Glück sei für sie, wenn sie so viel um die Ohren habe, dass keine Zeit zum Nachdenken bleibe.

In diesem menschlichen Bienenkorb also wuchs ich heran – ein gesundes, glückliches Kind.

Genau wie Mama verschwendete ich nicht viel Zeit für müßige Gedanken, wenn ich an heißen Julitagen vom Kutschbock des staubbedeckten Zweispänners sprang und durch die Suite angenehm kühler Zimmer fegte, den Klängen der »Barkarole« entgegen, mit einem Sträußchen Walderdbeeren in der Hand, das ich, auf weitab gelegenen Wiesen gepflückt und mit einem Grashalm zusammengebunden, der Klavier spielenden Nastja überreichte, um ihr gleichzeitig eine Schnecke oder ein Heimchen auf den Buckel zu setzen, was einen Aufschrei nach sich zog, einen Schwapp Milch aus ihrem Glas in mein Gesicht, ein paar flache Hiebe mit Tschaikowskis »Jahreszeiten«, schließlich die Versöhnung und den gemeinsamen Verzehr der süßen Beeren auf dem sonnenwarmen Fensterbrett.

Nur eine Merkwürdigkeit gab es, die mich als Kind ängstigte und fesselte zugleich.

Es war ein Traum, den ich immer wieder träumte. Ich sah mich am Fuß eines gewaltigen Berges, so unabsehbar gewaltig, dass mir die Knie *weich* wurden. Der Berg war wirklich *schrecklich* groß. So groß, dass ich zu weichen und zu *bröseln* begann. Sein Gipfel reichte in den blauen Himmel.

Bis dort hinauf war es *unglaublich* hoch. So hoch, dass ich nachgab und zerging wie ein Brötchen in der warmen Milch. Mit dem Berg musste ich mich abfinden. Er stand da. Wartete darauf, dass ich seinen Gipfel ins Auge fasste. Das war alles, was er von mir wollte. Ich aber brachte es *einfach* nicht fertig, den Blick zu heben. Wie auch? So geduckt, so am Bröseln und Zergehen. Der Berg aber wollte *unbedingt*, dass ich schaute. Und ich verstand, dass ich restlos zerbröseln würde, wenn ich *nicht* schaute. Zu Brotsuppe werden, *unwiderruflich*. Ich nahm meinen Kopf in die Hände und stemmte ihn nach oben. Er hob sich, ganz, ganz langsam. Und ich schaute, schaute auf den Berg. Doch den Gipfel, den sah ich nicht. Denn er war hoch, so hoch. Und er floh, floh mich *auffallend*. Ich keuchte, biss die Zähne zusammen, fing doch an zu heulen. Und hob weiter, Stück für Stück, meinen schweren Kopf. Bis mir auf einmal das Rückgrat zerbrach, ich zerfiel in nasse Brocken, klatschte rücklings zu Boden. Und sah den Gipfel. Er lag im LICHT. Ein Leuchten, so strahlend, dass ich darin *verschwand*. Und das war so *schrecklich* schön, dass ich erwachte. Morgens war dieser Traum mir in allen Einzelheiten gewärtig, und ich erzählte ihn meinen Angehörigen beim Frühstück. Die aber waren nicht sehr beeindruckt davon.

»Weniger spinnen, mehr an die frische Luft gehen!«, riet mir Vater auf die brachiale Art, die für ihn typisch war. Mutter segnete mich für die Nacht, besprengte mich mit geweihtem Wasser und legte mir ein Ikonenbildchen Panteleimons, des Heiligen Arztes, unters Kopfkissen. Meine Schwestern fanden an dem Traum nichts Außergewöhnliches. Die Brüder hatten gar nicht erst zugehört.

Tagsüber konnte der rätselhafte Berg dann für mich in den verschiedensten Formen wieder auftauchen: als Schneewehe vor dem Haus, Tortenstück auf dem Teller der Schwester, Wacholderbusch, den der Gärtner zur Pyramide zurechtgestutzt hatte, Nastjas Metronom, ein Zuckerhaufen in Vaters Fabrik oder mein Kopfkissenzipfel.

Die wirklichen Berge interessierten mich hingegen wenig. Der prächtige Atlas mit der Aufschrift *Les plus grands fleuves et montagnes du Monde*, den Didenko mir zeigte, weckte keine Wiedersehensfreude in mir, denn zwischen Chomolungma, Jungfrau und Ararat fand sich der von mir geschaute Berg nicht. Es waren *irgendwelche* Berge. Geträumt hatte ich von *dem* Berg.

Allmählich dann bekam das Paradies meiner Kindheit Risse; das russische Leben begann einzusickern. Zuallererst in Form eines Wortes: Krieg. Ich war sechs, als ich es auf der Terrasse unseres ukrainischen Gutshauses zum ersten Mal hörte. Wir saßen am Mittagstisch, Vater ließ länger auf sich warten, wir hatten auf Mutters Geheiß schon zu essen begonnen, als Vaters Kutsche endlich doch ratternd vorgefahren kam. Zögerlicher als sonst trat er ein: ernst, auf düstere Weise festlich, in seinem Nankinganzug mit Weste, weißem Hut und einer Zeitung in der Hand. »Es ist Krieg!«, sagte er und warf die Zeitung auf den Tisch. Dann zog er das Taschentuch aus der Tasche, rieb sich damit den langen, kräftigen Hals. »Erst das Habsburger Gesindel, nun die Preußen. Sie möchten sich Serbien einverleiben«, verkündete er.

Die am Tisch sitzenden Männer waren aufgesprungen, umringten den Vater, redeten durcheinander. Nastja und Arischa blickten verwirrt zu Mutter hinüber. Die schien erschrocken zu sein, während ich, an einem zu großen Bissen Pirogge mit Ei würgend, auf die Zeitung starrte. Sie lag vor mir, zwischen der Karaffe mit der Himbeerlimonade und dem Teller mit dem gepökelten Schweinefleisch. Das große schwarze Wort KRIEG war in der Mitte gefaltet. Darunter stand in etwas kleineren Buchstaben das Wort SERBIEN. Es ließ mich an Serpentina denken, ein Wort, das ich erst neulich in Didenkos Bergbildband kennengelernt hatte. Und Preußen – so hießen bei uns die roten Schaben **[I]** in der Speisekammer. Bei der Vorstellung, wie so ein gefräßiger roter Schwarm über einen Berghang herfiel und die Serpentina wegputzte, überlief mich ein Schauer. Ich

verschluckte mich und hustete, der unzerkaute Bissen flog mir aus dem Mund auf die Zeitung.

Doch keiner achtete auf mich. Die Männer standen, in gedämpfter Lautstärke schwadronierend, beisammen, Vater in ihrer Mitte, wie immer viel zu steif, das knochige Kinn gereckt, erzählte ihnen etwas von einem Ultimatum Österreich-Ungarns. Die Frauen sagten immer noch nichts. Ich sah das ausgespuckte Stück Pirogge auf dem schwarzen Wort KRIEG liegen. Und seltsam: Dieser Anblick blieb für mich ein Sinnbild für den Krieg, das mich zeit meines Lebens begleitet hat.

Bald war der Krieg zur Gewohnheit geworden.

Beim Frühstück wurden die neuesten Nachrichten von der Front verlesen. Die Namen der Generäle waren uns schon beinahe so vertraut wie Verwandte. Am besten gefiel mir General Kuropatkin, den ich mir wie den Zwerg Tschernomor in »Ruslan und Ljudmila« vorstellte. Außerdem gefiel mir das Wort »Konterattacke«. Wir waren nach Waskelowo umgezogen; von da fuhren wir des Öfteren zum Bahnhof, um unsere Truppen zu verabschieden, Mama und die Schwestern nähten Weißwäsche für die Verwundeten, schnitten Binden, fertigten Wattetupfer, besuchten die Lazarette und wurden einmal sogar gemeinsam mit der Zarin und den Verwundeten fotografiert. Wassili meldete sich, ungeachtet des väterlichen Einspruchs und der Tränen der Mutter, freiwillig zur Front. Kurz nach Kriegsausbruch lernte ich zwei weitere Gesellschafter der Menschheit kennen, verlässlich dabei auf all ihren Wegen: die Gewalt und die Liebe.

Im Frühjahr nahm Vater mich und Nastja nach Bassanzy mit. Am Palmsonntag fuhren wir mit den Tanten und einigem sonstigem Anhang in drei Kutschen zur Kirche, die am Rande des Nachbardorfes Kotschanowo stand und sehr hübsch aussah: weiß und hellblau getüncht, Vater hatte für die Renovierung gesorgt. Ich ging gern zur Kirche, fand es dort immer nett und friedlich. Mir gefiel, wie alle sich bekreuzigten und

verneigten, wie sie sangen. Es hatte etwas Geheimnisvolles. Während der Messe suchte ich den Erwachsenen fleißig alles nachzutun. Wenn der Pope das Weihwasser versprengte und mein Gesicht ein paar Tropfen abbekam, juchzte ich nicht, sondern blieb still wie alle Übrigen auch. Erst gegen Ende kam Langeweile auf, ich verstand nicht, warum dies alles so lange dauern musste.

Schließlich war die Messe vorbei, und wir verließen inmitten der Menge das Gotteshaus. Da entstand hinter uns ein Gedränge, mehrere Stimmen zankten miteinander. »Die Chochly [2] müssen überall die Ersten sein!«, tönte es auf Russisch und die Erwiderung auf Ukrainisch: »Die Zugezogenen drängeln wieder mal!«

Das Wetter war frühlingshaft warm, die Sonne schien, Reste von Schnee knirschten unter den Füßen. Vater und die Tanten verteilten milde Gaben, während Nastja und ich, schon im Wagen sitzend, das Treiben auf dem Kirchplatz beobachteten. Es herrschte ein großes Gewimmel. Manche waren betrunken. Ein Teil waren ukrainische Bauern, ein Teil Arbeiter aus Vaters Fabrik, die eine Werst vom Dorf entfernt lag, doch die Siedlung für die Beschäftigten, die mein Großvater hatte bauen lassen, befand sich gleich hinter der benachbarten Sandgrube. Die Bauern baldowerten und knackten Kürbiskerne dabei, die Arbeiter rauchten und rissen Witze. Plötzlich ein Aufschrei, eine Ohrfeige klatschte, eine Mütze rollte über den Platz, es kam Bewegung in die Menge, Männer rannten in Richtung Sandgrube, die Frauen kreischend hinterher. Im Nu war der Platz wie leer gefegt, nur die Bettler und die Krüppel waren noch da, dazu die beiden Wachtmeister mit ihren langen Säbeln und unsere Familie.

»Wo wollen die denn alle hin?«, fragte ich Nastja, die immerhin vier Jahre älter war als ich.

»Mikola!«, rief Nastja, noch an der Hostie kauend, und ließ die flache Hand auf den wattierten Rücken des Kutschers klatschen. »Was haben die vor?«

Der Mann auf dem Bock, ein wettergegebter Ukrainer mit Hängeschnauzbart, wandte sich um und sagte grinsend: »Da haut sich die Teufelsbrut wiederma die Schädel ein, gnä's Fräulein.«

»Wer wem?«, fuhr Nastja erschrocken auf.

»Einer dem andern.«

»Und warum?«

»Woher soll ich das wissen ...«

Wir erhoben uns von den Sitzen und spähten hinunter in die Grube. Dort standen die Männer einander in zwei Reihen gegenüber: Fabrikarbeiter, größtenteils Zuzügler aus dem Russischen, auf der einen Seite, ansässige ukrainische Dorfburschen auf der anderen. Alte, Frauen und Kinder schauten vom Rand der Grube aus zu. Wieder flog eine Mütze, und die Prügelei fing an, untermalt vom Kreischen der Frauen und den Anfeuerungsrufen der Männer. Zum ersten Mal im Leben sah ich, wie Menschen absichtlich aufeinander einschlugen. Bei uns in der Familie wurde nicht geschlagen – von den wenigen Klapsen der Mutter und Katzenköpfen des Vaters abgesehen; das Höchste war, dass einer zur Strafe in der Ecke stehen musste. Es kam vor, dass Vater Mutter anbrüllte, bis die Adern blau hervortraten, dass er einem Diener gegenüber mit dem Fuß aufstampfte, den Verwaltern mit der Faust drohte – doch nie hat er jemanden geschlagen.

Fasziniert starrte ich auf die Prügelei, ohne recht zu begreifen, was vor sich ging. Die da unten schienen mit Wichtigem beschäftigt. Sie taten sich schwer. Doch sie strengten sich an. So sehr, dass sie nah am Heulen waren. Sie ächzten, fluchten, brüllten. Zahlten es – ich wusste nicht, was – einander mit Fäusten heim. Das fand ich entsetzlich und großartig zugleich. Ein Zittern überkam mich. Nastja bemerkte es und umfasste meine Schulter. »Keine Angst, Schurjonok. Das ist grobes Volk. Papa sagt, sie können nichts als saufen und prügeln.«

Ich fasste Nastjas Hand. Sie schien das Treiben auf eine Art zu begreifen, die mir *nicht einsichtig* war. Auf einmal schien sie nicht mehr meine Schwester zu sein, war mir fern und erwachsen. Und ich war allein. Die Prügelei ging weiter. Jemand fiel in den Schnee, jemand wurde bei den Haaren gezogen, jemand wankte beiseite und spuckte Blut. Nastjas Hand war heiß und fremd.

Schließlich piffen die Wachtmeister in ihre Trillerpfeifen, die Alten und die Frauen oben am Grubenrand riefen etwas hinunter.

Die Prügelei hörte auf. Die Beteiligten ließen ab voneinander und gingen ihrer Wege – die Ukrainer nach Kotschanowo, die Arbeiter in die Siedlung. Meine barmherzige Mutter konnte nicht an sich halten. »Ihr Schamlosen!«, rief sie ihnen nach. »Die Rechtgläubigen führen Krieg gegen die Deutschen, und ihr schlagt euch am Feiertag die Köpfe ein!« Dem Vater zuckte ein Lächeln um den schmallippigen Mund. »Lass sie ihr Mütchen kühlen. Das macht sie ruhiger.«

Er fürchtete Streiks, wie sie die russischen Fabriken zuletzt im Jahr 1905 lahmgelegt hatten. Doch durfte er bis jetzt zufrieden sein: Seine Arbeiter waren von der Mobilmachung nicht betroffen, da Zucker zu den strategisch wichtigen Produkten gezählt wurde. Der Krieg versprach ihm einen großen Profit.

Mama setzte sich zu uns, der Kutscher zerrte an den Zügeln, schnalzte mit der Zunge, und die Kutsche fuhr an. Ich ließ Nastjas Hand los. Zwei junge Burschen aus der Fabrik liefen längsseits, die Schöße ihrer offenkantigen groben Bauernmäntel flogen. Der eine hatte ein blau geschlagenes Auge, das jedoch freudig blitzte. Der andere befühlte seine zerschundene Nase. Mama wandte sich missbilligend ab.

»Den Chochly haben wir's gezeigt, Chef!«, rief der Bursche mit dem blauen Auge, zog mit den spitzen Fingern der Rechten etwas aus der geballten Linken und hielt es zwinkernd und lachend vor mich hin. »Ein Chocholzahn! Kam meiner Faust in die Quere!«

Währenddessen neigte sein Kamerad sich ruckartig nach vorn und schnäuzte heftig aus. Blut spritzte rot leuchtend in den Schnee. Die Burschen waren *glücklich*. Beide hatten etwas Unsichtbares geschenkt bekommen. Bei einer Prügelei. Und zogen nun damit heim.

Ich aber verstand nicht, was das für ein Geschenk war. Nastja und die anderen Erwachsenen schienen es zu wissen. Verschwiegen es aber. Wie überhaupt so *manches*.

Die Rätsel der Welt musste ich selber lösen.

Ende Juli zogen wir zurück nach Waskelowo. Eines Mittags, nach zweistündigem Unterricht bei Madame Panaget, trank ich ein Glas warme Milch mit Heidelbeeren und lief in den Garten, um bis zum Essen noch ein wenig herumzuströmen. Vor hundertfünfzig Jahren angelegt, hatte dieser Garten nur Reste seiner einstigen Pracht bewahrt, da der vorige Besitzer ihn vollkommen vernachlässigt hatte. Es bereitete mir Spaß, Papierschiffchen auf dem Teich auszusetzen, auf den sich zum Boden neigenden Ästen einer Weide herumzuklettern oder aus der Deckung von Wacholderbüschen Fichtenzapfen auf einen alten marmornen Faun zu werfen. An diesem Tag aber hatte ich zu gar nichts Lust. Nastja war im Haus und spielte Klavier, Mama und die Kinderfrau kochten Marmelade, Vater hatte Ilja und Iwan nach Wyborg mitgenommen, um irgendeine Maschine zu kaufen, Arischa und Wassilissa dösten zwischen Büchern auf dem Sofa. Ich stromerte durch den Garten und hatte den entlegensten Winkel erreicht, als ich plötzlich unser Zimmermädchen Marfuscha erblickte. Sie hatte sich eben durch zwei auseinandergebogene Stangen im Zaun gezwängt und tauchte im angrenzenden Wald unter. Dabei bewegte sie sich so geschwind, wie man es überhaupt nicht von ihr kannte: einer molligen, etwas trägen, immer freundlichen Person mit glupschenden Rehaugen. Mir kam das geheimnisvoll vor, also kroch ich gleichfalls durch den Zaun und nahm die Verfolgung auf. Ihr sittsames blaues Kleid mit weißer Schürze hob sich vom Hintergrund des urwüchsigen Waldes gut

sichtbar ab. Ohne sich umzusehen, hastete das Mädchen einen Trampelpfad entlang. Ich lief ihm nach, eine dicke Schicht Nadeln federte unter meinen Füßen. Ringsum dichter alter Fichtenwald. Düster war es und still, nur vereinzelte Vögel im Wechselgesang. Nach einer halben Werst hörte der Wald auf, und ein kleiner Sumpf fing an. Am Waldrand standen drei Hüttchen aus Fichtenzweigen. Alljährlich im Frühling saßen hier Vater und seine Freunde auf Birkhühner an, die in dem Sumpf ihre Balz zu veranstalten pflegten. Aus einer von ihnen ertönte nun ein Pfiff. Marfuscha blieb stehen. Ich versteckte mich hinter einem dicken Fichtenstamm. Gerade noch rechtzeitig, denn Marfuscha blickte sich um, bevor sie in die Hütte kroch.

»Ich dachte schon, du kommst nicht«, war eine männliche Stimme zu vernehmen. Ich erkannte Klim, unseren jungen Diener.

»Bald wird zu Mittag gegessen, die gnä' Frau kocht Marmelade, herrje, wenn sie's bloß nicht merkt ...«, haspelte Marfuscha.

»Keine Angst, die merkt es schon nicht«, brummte Klim, dann wurde es still.

Auf leisen Sohlen näherte ich mich der Hütte, in der Absicht, die beiden durch lautes Gebrüll aus nächster Nähe zu erschrecken. Ich stand schon unmittelbar daneben, hatte den Mund schon geöffnet – und erstarrte, da ich Klim und Marfuscha durch die trockenen Zweige sah. Auf dem Boden der Hütte war ein Sackleinen ausgebreitet. Darauf knieten die zwei, hielten sich umarmt, und ihre Münder hingen saugend aneinander. Dergleichen hatte ich Menschen noch niemals tun sehen. Mit einer Hand knetete Klim Marfuschas Brust, und sie stöhnte. Das nahm und nahm kein Ende. Marfuschas Arme baumelten kraftlos. Ihre Wangen brannten rot. Endlich fuhren die Münder auseinander, und Klim, ein schwächiger junger Mann mit Lockenkopf, begann Marfuschas Kleid aufzuknöpfen. Dies war nun gänzlich *unbegreiflich*. Wusste ich doch, dass nur ein Arzt dazu berechtigt war, Frauen zu entkleiden.

»Warte, ich nehm erst die Schürze ab«, wisperte sie und tat es, hängte das weiße Stück sorgsam an einen Ast.

Bald hatte Klim eine junge, kräftige Brust mit kleinen Brustwarzen freigelegt, die er gierig abzuküssen begann. »Herzchen ... mein Herzchen«, brummte er dabei.

Ist er denn noch ein Kind, oder was?, dachte ich.

Marfuscha bebte und atmete heftig. »Klim ... mein Schatz ... liebst du mich denn auch wirklich?«

Er murmelte etwas und war dabei, das raschelnde blaue Kleid bis ganz unten aufzuknöpfen.

»Nicht so!«, protestierte sie, schob seine Hände weg und hob den Rocksäum in die Höhe.

Ein weißer Unterrock kam zum Vorschein, den Marfuscha nun gleichfalls raffte. Und ich sah die hellen, rundlichen Oberschenkel und dazwischen ein schwarzes kleines Dreieck vor ihrem Schoß. Im nächsten Augenblick hatte Marfuscha sich schon auf den Rücken gelegt.

»Herrje, welche Sünde ... Klim, mein Liebster ...«

Klim ließ die Hosen herunter, wälzte sich über Marfuscha und ruckelte hektisch auf ihr herum.

»Oi, das gehört sich doch nicht ... Klim, hörst du ...«

»Sei still«, brummte Klim und hörte nicht auf zu fuhrwerken.

Dann wurden seine Bewegungen zackiger, und er fing an zu knurren wie ein wildes Tier. Marfuscha ihrerseits stöhnte und juchzte, zwischendurch barmte sie: »Au weia, diese Sünde, herrje, herrje ...«

Beider Körper zitternd, die Wangen hochrot. Ich war mir darüber im Klaren, dass hier etwas sehr Peinliches, Heimliches geschah, wofür man bestraft werden konnte. Es schien obendrein anzustrengen, wohl gar wehzutun. Doch ich sah auch, dass es den beiden *großen* Spaß machte. Bald darauf hörte ich Klim aus vollem Leibe ächzen, so wie ich es von Männern kannte, die mit der schweren Axt ein dickes Scheit Wurzelholz

spalten. Dann hörte es auf. Reglos lag er auf Marfuscha wie ein Schlafender in den Federn. Das Mädchen schnaufte immer noch leise, streichelte seinen Lockenkopf. Schließlich regte sich Klim und rappelte sich auf, wischte sich mit dem Jackenärmel über die Lippen.

»Herrje ... und wenn nun ein Kindlein draus wird?«, fragte Marfuscha, den Kopf hebend.

Klim blickte sie an, als sähe er sie zum ersten Mal.

»Kommst du heute Abend wieder?«, fragte er mit belegter Stimme.

»Herrje, weiß ich, ob ich loskomm!« sagte sie, während sie sich zuknöpfte.

»Komm, wenn es dunkel wird!«, sagte Klim und schniefte.

»Ach, Klim, mein Schwälbchen, was soll nun draus werden?«, jammerte sie und schmiegte sich auf einmal heftig an ihn.

»Was schon, nichts weiter«, murmelte er.

Darauf sie: »Ja, dann lauf ich mal, nicht wahr ...«

»Lauf schon, ich komm gleich.« Klim nagte finster an einem Zweiglein.

»Sieh mal nach, ist der Saum hinten etwa feucht?«

»Nein, nein.«

Ich wich ein paar vorsichtige Schritte zurück, drehte um und rannte zum Haus.

Was ich in der Hütte gesehen hatte, erschütterte mich genauso stark wie die Prügelei in der Sandgrube. Beides, so empfand ich in der Tiefe meines kindlichen Wesens, musste für die Menschen eine große Bedeutung haben – sonst wären sie nicht so heftig und leidenschaftlich bei der Sache gewesen.

Wie Kinder in die Welt kamen, wurde mir wenig später von meinem Bruder Wanja erläutert. Hierdurch erfuhr die Szene in der Laubhütte ihre wahre Dimension: Ich begriff, dass die Geburt von Kindern mit jenem *Schnaufen zu zweien* zu tun hatte, das man so peinlich vor aller Welt verheimlichte. Wanja erklärte, Kinder würden nur nachts gemacht. Also begann ich des Nachts die Ohren zu spitzen. Und einmal, im

Vorüberschleichen am elterlichen Schlafzimmer, konnte ich das gleiche Stöhnen und Schnaufen tatsächlich vernehmen. Ich schlich zurück ins Bett, wo ich noch lange wach lag und darüber nachdachte, warum dieses Kinder-in-die-Welt-Setzen eine so wunderliche Betätigung erforderte. Und vor allem: Warum man es heimlich tun musste.

Am nächsten Morgen beim Frühstück, während wir von Marfuscha, Klim und Papas altem Diener Timofej bedient wurden und am Tisch wie üblich die Neuigkeiten von der Front erörtert wurden, stellte ich die Frage in den Raum: »Kriegt Marfuscha eigentlich ein Kind?«

Das Gespräch am Tisch verstummte jäh. Alle sahen Marfuscha an. Sie hielt gerade die Porzellanschüssel, aus der der weißhaarige, knollennasige Timofej mit seiner besorgten Leichenbittermiene den Hirsebrei austeilte. Klim stand in der Ecke des Esszimmers vor dem Samowar und füllte die Gläser mit Tee. Marfuscha errötete noch tiefer als in der Hütte. Die Schüssel in ihren Händen zitterte bedenklich, während Klim verstohlen zu mir herüberspähte und erbleichte.

Mutter rettete die Situation. Vermutlich hatte sie von der Beziehung zwischen dem Diener und dem Zimmermädchen längst etwas mitbekommen.

»Nicht nur eins, mein lieber Schura. Marfuscha bekommt einmal fünf Kinder«, sagte sie trocken. »Drei Jungen und zwei Mädchen.«

»Ganz recht«, fügte der Vater mürrisch an, während er mehr Marmelade als sonst über seinen Brei löffelte. »Und anschließend noch mal fünf. Damit jemand ist, der in den Krieg ziehen kann.«

Beifälliges Gelächter ertönte. Auch Marfuscha versuchte ein Lächeln. Es gelang ihr mehr schlecht als recht.

Mit jedem Monat drang der Krieg ungestümer in unser Leben vor. Wassili kehrte von der Front heim. Genauer gesagt: Man brachte ihn in Vaters Automobil vom Bahnhof gefahren. Das Auto hupte dreimal, wir liefen hinaus, unseren Kriegshelden zu begrüßen, der ein paar kurze, doch

bewegende Briefe von der Front geschrieben hatte. Wassili stieg aus und kam, auf Timofej und den Chauffeur gestützt, sehr langsam die Treppe herauf. Er trug noch Uniform – Mantel und Mütze. Sein Gesicht war auffällig gelb. Besorgt trug Timofej ihm den Stock nach, an dem der Bruder zu gehen hatte. In Wassilis Gesicht malte sich ein reuiges Lächeln. Wir stürmten auf ihn zu. Mama schluchzte. Auch der Vater war herausgetreten, blickte Wassili angespannt entgegen, zwinkerte. Sein kräftiges Kinn zuckte.

Bei Lowicz im Polnischen war Wassili in einen Gasangriff der Deutschen geraten. Er hatte eine Chlorvergiftung, doch es war das Schlangengift Yperit [3], das sich in meinem Kopf festsetzte.

Später, als Wassili bei Tee und Kuchen am flackernden Kamin saß, hörten wir ihn erzählen, wie er vor der Chlorwolke geflohen war, wie er acht Deutsche mit dem Maschinengewehr niedergeschossen, wie eine Granate zwei seiner Frontkameraden auf einmal, den Fähnrich Nikolajew und den Freiwilligen Gwischiani, zerfetzt hatte, wie Wachsoldaten mithilfe eines Zigeunerbraut genannten Haarseils lautlos unschädlich gemacht wurden, wie gegen Läuse vorzugehen war und wie gegen Panzer, über was für kapitale Granatwerfer die Deutschen verfügten und wie viele tote Russen er nach der Brussilow-Offensive in einem großen Weizenfeld hatte liegen sehen.

»In Reih und Glied lagen die, wie hingelegt. Sie waren auf MG-Nester gestoßen. Niedergemäht wie mit der Sense.«

Wir lauschten mit angehaltenem Atem. Das Teeglas in Wassilis gelber Hand zitterte. Ständig musste er sich räuspern, die Augen tranten ihm und waren jetzt immer rot, so als hätte er gerade geheult. Beim Gehen keuchte er und musste Pausen einlegen, in denen er sich auf seinen Stock stützte.

Vater schickte ihn in den Kaukasus nach Pjatigorsk zur Kur.

Ein Jahr darauf beging mein ältester Bruder in Moskau Selbstmord. Schoss sich mit dem Nagant eine Kugel in den Kopf und gleich noch eine mit einem Damenrevolver ins Herz. Der Bruder habe sich aus Liebe zu einer verheirateten Frau erschossen, in die er schon vor dem Krieg aussichtslos verliebt gewesen sei, so behauptete Wanja.

Vaters Reichtum nahm rapide zu, und seine Abhängigkeit von diesem Krieg wurde immer größer. Die Geschäfte liefen hervorragend. Eine Menge neuer Bekannter tauchten auf, vorwiegend Militärs. Er trank mehr und häufiger, war nur noch selten zu Hause, ständig auf Achse, wie er zu sagen pflegte. Um ihn her eine Anzahl energisch auftretender junger Männer mit strichförmigen Schnurrbärten, die er seine Kommissionäre nannte. Es ging schon lange nicht mehr nur um Zucker, er machte in vielerlei. Wenn er ins Telefon brüllte, klangen mir die Ohren von unheimlichen Sätzen wie: »Der amerikanische Gummi wird uns noch die Luft abdrücken«, »der Zwiebacktransport steht im Zollschuppen und schimmelt«, »sechs Wagon Seifenflocken hängen im Knoten fest«, »die Gauner vom Semgor [4] an der Südwestfront lassen mich am langen Arm verhungern« und dergleichen mehr.

Meine Großmutter, die ihre alten Tage still und bodenständig im Moskauer Haus an der Ostoshenka verbrachte, stellte einmal zu Ostern fest: »Durch diesen Krieg hat unser Dima vollends den Kopf verloren: jagt hinter sieben Hasen auf einmal her.«

Und tatsächlich kam mir Vater damals vor, als verfolgte er so aussichtslos wie besessen etwas, das ihm an Wendigkeit überlegen war und darum immer wieder entwichte. Während er selbst durch diese Hatz nicht an Lebendigkeit gewann, sondern verknöcherte, sein ohnehin beherrschtes Gesicht verfinsterte sich zusehends. Wahrscheinlich schlief er überhaupt nicht mehr. Die Augen glänzten ihm fiebrig und flackerten, selbst wenn er mit uns am Tisch saß und Tee trank.

Es verging ein weiteres Jahr.

Inzwischen kam der Krieg schon durch alle Ritzen gekrochen. Er war überall. In den Städten marschierten die Soldatenkolonnen, auf den Bahnhöfen wurden Kanonen und Pferde in Züge verladen. Mama und wir Kinder fuhren nicht mehr nach Bassanzy – dort war es jetzt zu »unruhig«. Die komplette Familie richtete sich in Petersburg ein. Die Verwandten wurden auf den Gütern hinterlassen. Die Hauptstadt in Kriegszeiten lehrte mich drei neue Wörter: Arbeitslosigkeit, Streik, Boykott. Ihre Verkörperung sah ich in den dunklen Mensentrauben auf Petersburgs Straßen, die finster hin und her schwappten und an denen wir, sei es mit der Kutsche oder im Automobil, möglichst rasch vorbeizukommen versuchten.

Petersburg wurde umbenannt in Petrograd.

Die Zeitungen druckten Schmäherse auf die Deutschen, dazu die passenden Karikaturen. Wanja und Ilja brachten sie mit Vorliebe zu Gehör. Deutsche gab es in meinen Augen damals nur zweierlei: Die einen waren kugelrund mit feisten, grinsenden Visagen, gehörntem Helm auf dem Kopf und Säbel in der Hand; die anderen dürr wie Bohnenstangen, mit Reitgerte, Schirmmütze, Monokel und dem Ausdruck säuerlicher Geringschätzung im schmalen Gesicht. Meine große Schwester Arischa brachte aus dem Gymnasium ein patriotisches Lied nach Hause. In der Singstunde hatte die Klasse es gemeinsam komponiert, der Text stammte von irgendeinem Lehrer aus der Provinz:

Steh auf, steh auf, du Riesenland
Heraus zur größten Schlacht!
Den deutschen Horden Widerstand,
Tod der Teutonenmacht! [5]

Nastja und Arischa zu vier Händen sorgten für die Begleitung, und ich sang, auf einem Stuhl stehend, mit Inbrunst. Nach dem Umzug in die

große Stadt fiel mir auf, wie viel mehr Tempo das Leben hier im Vergleich zu Bassanzky oder Waskelowo hatte: Die Leute liefen schneller und redeten schneller, die Fuhrleute hetzten ihre Gäule und brüllten, Automobile hupten und knatterten, Schüler eilten im Laufschrift ins Gymnasium, Zeitungsverkäufer riefen »unsere Verluste« aus; wenn Vater nach Hause kam, warf er den Pelzmantel von sich, schlang hastig das Essen und schloss sich mit seinem Gehilfen im Arbeitszimmer ein, worauf er mit den Kommissionären eilends wieder von dannen fuhr, manchmal eine ganze Woche wegblieb. Auch Mama bewegte sich mit größerer Eile, wenn sie irgendwohin zum Einkaufen fuhr. Häufiger und überraschender denn je waren wir bei anderen Leuten zu Besuch. Ich gewann viele neue Freunde: Jungen ebenso wie Mädchen.

Verstärkt wurde ich nun auf das Gymnasium vorbereitet. Mit Didenko übte ich Russisch und Rechnen, mit Madame Panaget Deutsch und Französisch. Und die Stunden vergingen, anders als früher, wie im Fluge. Selbst unsere beiden Möpfe Kaiser und Schustrik liefen schneller, bellten lauter und kackten öfter auf den Teppich. Weihnachten 1916 feierten wir in einem großen Haus, das Papas neuen Freunden gehörte. Zu jener Zeit hatte Vater von einem Tag auf den anderen zu reisen aufgehört und war stattdessen einem anderen Dämonen verfallen, der, einem großen Besen gleich, all den »gebrochenen Zucker, transportfertig« und die »Seifenflocken, wagonweise« aus dem Haus gefegt hatte. Es war das Wort »Duma«, das wie der dicke Pazjuk in Gogols Weihnachtsmärchen zur Tür hereinspaziert war und sich für länger bei uns einnistete. Mit ihm kamen Papas neue Freunde – sie kamen oft und blieben bis spät. Sie glichen einander meist ebenso sehr, wie sie sich von Papas hagerer Gestalt unterschieden: klein und flink, stämmig, mit breiten, ausrasierten Nacken, gestutzten Kinn- oder gezwirbelten Schnurrbärten, viel rauchend und unentwegt diskutierend. Hatten sie sich endlich heiser gepafft und gestritten, diktierten sie sich selbst etwas in die Feder, um hinterher noch